

**„EINWANDERUNGSLAND DEUTSCHLAND“ – ZUR ZUKUNFT
VON ARTENSCHUTZ UND WILDNIS:**

Vortrag von Prof. Dr. Josef Reichholf, Zoologische Staatssammlung München und Präsidiumsmitglied des WWF Deutschland, München.

Die meisten Menschen fremdeln, wenn sie klein sind. Im Kreis der Familie müssen Kleinkinder lernen, wie man mit dem Unbekannten, mit Fremden, umgeht. Wir befinden uns in einer ähnlichen Situation, wenn fremde Tier- und Pflanzenarten zu uns kommen, und neigen dazu, alles, was fremd und neu ist, zunächst einmal sehr kritisch zu betrachten oder von vornherein abzulehnen. Die Frage wird erst gar nicht gestellt: Könnte das Neue zu uns passen? Oder: Wie war es denn früher, als Flora und Fauna zu uns kamen und heimisch wurden?

Diese Fragen sind sehr berechtigt, denn wir haben in unserer Zeit keineswegs eine besondere starke Zuwanderung. In der Natur gab es seit eh und je Veränderungen. Einen festen, unwandelbaren Zustand hat es so gut wie nie gegeben. Wir neigen dazu, uns einzubilden, unsere eigene Lebensspanne sei die wichtigste aller Zeiten. Was in dieser Zeit war und ist, das müsse das einzig Richtige sein.

Der Zustrom fremder Tier- und Pflanzenarten war in früheren Zeiten erheblich größer als gegenwärtig und es sind auch mehr Arten absichtlich eingebürgert worden als in unserer Zeit. Hauptursache für die Veränderungen waren Änderungen in der Landnutzung oder – bei größeren Tieren – auch das Ausmaß der Verfolgungen.

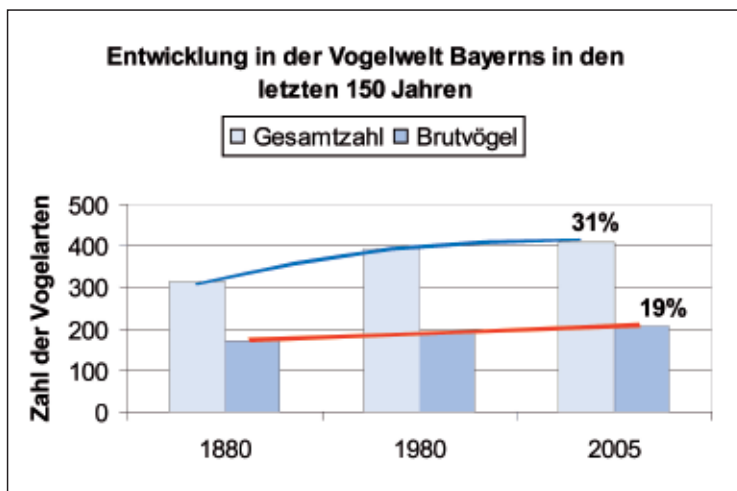


Zuwanderung gibt es in Mitteleuropa seit Urzeiten. Betrachten wir nur die Entwicklung seit dem Ende der letzten Eiszeit, der Würmeiszeit, die vor gut 10.000 Jahren zu Ende ging. Tiere und Pflanzen, die wir heute als für diesen Raum typisch halten, gelangten im Laufe von Jahrtausenden zum Teil, mitunter schubweise und sehr rasch, vom atlantisch-mediterranen Südwesten, vom pontisch-mediterranen Südosten und aus dem borealkontinentalen Osten zu uns. Die Iberische Halbinsel und der südöstliche Balkan mit den angrenzenden Regionen Vorderasiens hatten in Zeiten, in denen sich die Gletscher von Norden und von den Alpen her ausbreiteten, vielen Tieren und Pflanzen als Rückzugsgebiet gedient.

Nicht alle fanden darin Überlebenschancen. Viele Tier- und Pflanzenarten fielen der Eiszeit zum Opfer, so dass Europa weitaus artenärmer wurde als die entsprechende Region in Ostasien. Die Entwicklung ist nach wie vor in Gang. Arten kommen zu uns, auch ohne unser Zutun.

Vergleichen wir etwa die Vogelarten, die um 1880 in Bayern gebrütet haben, mit dem gegenwärtigen Stand gemäß dem Verbreitungsatlas der Brutvögel Bayerns von 2005, so zeigt sich, dass die Vielfalt der Vogelwelt in den letzten 125 Jahren bei uns um fast 20 Prozent zugenommen hat. Nur einige wenige fremde Vögel aus fernen Kontinenten haben dazu beigetragen. Der Hauptteil des Zuwachses stammt aus der europäischen Umgebung. Manche haben sich geradezu phänomenal vermehrt und ausgebreitet.

Veränderung der Bayerischen Vogelwelt



Datenquelle: „Brutvögel in Bayern“ (2005) Bayer. LfU

So stand bis zur deutschen Wiedervereinigung der Seeadler ganz oben auf der Liste der zu schützenden Arten in der Bundesrepublik Deutschland. Vor allem der WWF-Deutschland war um seinen Schutz bemüht und hat die zwei bis fünf Horste mit Seeadlerbruten die ganze Brutzeit über rund um die Uhr bewacht. Fischadler gab es im Westen Deutschlands gar keine mehr, obgleich sie noch bis Anfang des 20. Jahrhundert in Bayern brüteten. Beide Arten lebten hingegen in der DDR und weiter östlich davon in Polen, im Baltikum und Russland. Seit 1989 hat sich die Lage

bei See- und Fischadlern jedoch völlig verändert: Die Brutbestände sind stark angestiegen. Beide Arten breiten sich westwärts aus. Sie brüten wieder in Bayern und Seeadler sogar im Stadtgebiet von Berlin.

Diese früher als typische Kulturflüchter eingestuften Großvögel kommen in Wirklichkeit durchaus mit der Menschenwelt zurecht. Man muss ihnen nur geeignete Lebensbedingungen bieten und sie leben lassen.

Nach diesen Vorbemerkungen möchte ich daher ein paar Kernthesen den weiteren Ausführungen voranstellen:

- ▶ Dem Wild – manche Jäger hören das nicht gern – geht es zur Zeit so gut wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Die Lebensräume sind für zahlreiche größere Wildtierarten besser geworden als früher.
- ▶ Eine wichtige Vorbedingung war die Abnahme der Scheu. Insbesondere Großvögel, aber auch viele Säugetiere, sind nicht mehr annähernd so scheu wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Sie können sich seither in Gebiete hinein ausbreiten, in denen zwar viele Menschen leben, die sie aber nicht mehr als Feinde empfinden.
- ▶ Ein weiterer Faktor, dessen Rolle gegenwärtig stark diskutiert wird, ist die Klimaerwärmung. Ihren Einfluss werde ich mit einem Fragezeichen versehen.

Als Ergebnis meiner Darlegungen werde ich die These vertreten, dass die Hauptgründe für Bestandszunahmen und Ausbreitung wie auch für den Rückgang von Arten die Auswirkungen von Jagd, Fischerei und Landnutzung sind. Die Klimaerwärmung spielt hingegen eine weit geringere Rolle als gegenwärtig angenommen wird.

Zur Verbesserung der Lebensräume.

Die Lebensbedingungen haben sich insbesondere für solche (größere) Tierarten verbessert, die von einer produktiven Landwirtschaft profitieren. Unsere Böden werden seit über drei Jahrzehnten massiv überdüngt. Das führt dazu, dass die Vegetation im Frühjahr schneller und dichter aufwächst als dies in früheren Zeiten und auf mageren Böden der Fall war. Daher konnten sich die Bestände der Tiere, die sich von Gräsern und Kräutern ernähren, stark erhöhen. Eine weitere Folge dieser Überdüngung ist, dass Städte, wie man das beispielsweise sehr gut für Berlin sehen kann, zu „grünen“, also nicht überdüngten Inseln geworden sind, weil das ganze Umland viel zu viel Düngung abbekommt.

Die Überdüngung führt nämlich zu einem Verlust an Biodiversität bei den kleinen und konkurrenzschwachen Arten. Sie ist eine der Hauptursachen für die Gefährdung und für den Rückgang vieler Arten. Wo früher auf mäßig bis schlecht mit Nährstoffen versorgten Fluren Ackerwildkräuter und bunte Wiesenblumen lebten, signalisiert heute der massenhaft gelb blühende Löwenzahn wie überfett die Wiesen geworden sind, die mehrmals im Jahr dicht wachsende, grüne Biomasse produzieren sollen und dabei alles Kleine und Feine ersticken.

Die Folge davon ist, dass beispielsweise in Bayern – ausgewiesen durch die Roten Listen – fast die Hälfte aller Tier- und Pflanzenarten gefährdet ist. Viele Arten, die deutschlandweit in den Roten Listen zu finden sind, gehören zu den Wärme liebenden Arten. Sie würden trockene und magere, also ungedüngte Flächen brauchen. Doch solche gibt es kaum noch.



Umgekehrt fördert Überdüngung vor allem die schnell wachsenden, nährstoffhungrigen Pflanzen, die in kurzer Zeit viel Biomasse produzieren. Das sind vor allem Stickstoff liebende Arten. Sie verdrängen mit ihrer Wüchsigkeit viele andere und werden nun als „invasiv“ gebrandmarkt und verteufelt.

Die Veränderungen in Zusammensetzung und Dichte der Vegetation führen dazu, dass nicht, wie oft angenommen wird, unter den Tieren vor allem die Vögel und die Säugetiere am stärksten gefährdet sind, sondern Ameisen, Wegwespen, Wildbienen und Kriechtiere – um nur einige wenige der betroffenen Gruppen zu nennen.

Vögel und Säugetiere sind dank ihres inneren Stoffwechsels – der übrigens bei den Vögeln noch intensiver abläuft als beim Menschen – von äußeren Lebensbedingungen viel weniger abhängig als wirbellose Tiere und die allermeisten Pflanzen. Auch bei den Diskussionen um die Folgen des Klimawandels gilt es daher zu berücksichtigen, um welche Gruppen von Lebewesen es sich handelt, die von der globalen Erwärmung betroffen sein könnten.

Besonders profitiert hat von den Veränderungen in der freien Natur in den letzten Jahrzehnten das Jagdwild. Es ist nicht zu bestreiten, dass es heute weit mehr Wild gibt als vor 100 Jahren. Das belegen die Abschusszahlen, auch wenn sie kein zuverlässiger Indikator für die tatsächliche Entwicklung der Wildtier-Populationen sind. Rehe stehen oft in ganzen Rudeln in der Flur. Nach wie vor wird geklagt, die Schalenwildbestände seien überhöht. Doch die Befürchtung, Luchs und Wolf als natürliche Feinde der Rehe gefährdeten ihre Existenz, stammt aus Zeiten, in denen das Wild noch sehr rar war.

Gegenwärtig geht es längst nicht mehr um die Frage, ob genügend Beutetiere für diese Raubtiere vorhanden sind, sondern ob die Jäger solche Beutegreifer in ihren Revieren zu dulden bereit sind.

Entsprechendes gilt für die Elche, die auf breiter Front von Polen und Tschechien her westwärts vorrücken. Lebensmöglichkeiten gibt es genug für diese größte Hirschart Europas. Verkehrsgefährdung wird befürchtet, die von den Elchen ausgehen könnte.

Elche „invasionsbereit“ an den östlichen Grenzen



Österreich (Bayern)	
1958 - 60	1 Ex.
1964	1 Ex. Isar
bis 1980	6 Ex.
bis 1990	15 Ex.
bis 1994	> 50 Ex.

Kleiner Bestand ist im Grenzgebiet zu Tschechien seither etabliert.

Doch wer denkt in diesem Zusammenhang an die massive Zunahme der Wildschweine? Wenn diese mit einem Auto kollidieren, kann der Zusammenstoß weit schwerere Schäden verursachen als die langbeinigen, durch den sogenannten „Elchtest“ ins Gerede gekommenen Grobhirsche. Die jährlichen Abschusszahlen für Wildschweine in Bayern haben mittlerweile 50.000 Stück erreicht und überschritten. Dieser Anstieg der Wildschweinbestände – ermöglicht durch die hohe Produktivität der Fluren – führte wiederum dazu, dass auch zugewanderte Raubtiere reichlich Nahrung fanden.

Waschbären und Marderhunde sind ebenfalls Einwanderer aus jüngerer Vergangenheit. Auch für sie gilt, dass die Zahl der erlegten Tiere die tatsächliche Entwicklung ihrer Bestände nur unzureichend widerspiegelt. Und wie Untersuchungen zeigen, sind die Befürchtungen gänzlich unbegründet: Der Marderhund ist keine „Killermaschine aus dem Osten“. Er kann und wird bei uns leben können, ohne seine Beutetiere oder gar die ganze Natur zu gefährden. Auch in seinem Fall sind die Vorstellungen über so einen Fremdling stärker von Vorurteilen geprägt als von Tatsachen. Den Waschbären wurde – und wird – ebenfalls viel mehr zur Last gelegt als ihnen nachgewiesen werden konnte. Schäden werden „konstruiert“, die es gar nicht gegeben hat.

Wie sehr aber sogar einheimische Wildtiere, wie der Fuchs, ihre Lebensweise ändern, wenn sie nicht mehr verfolgt werden, hat sich gezeigt als die Füchse dazu übergangen, in die Sicherheit der Städte einzuwandern. Wo sie nun nicht mehr verfolgt werden, führen sie ein friedliches Leben auch am Tage, während man sie früher „in der freien Wildbahn“ nur äußerst selten zu Gesicht bekam.

Zur Abnahme der Scheu.

Weitgehend unbeachtet, weil vorerst noch auf den Osten Österreichs beschränkt, ist bislang der Goldschakal geblieben, der kleine Bruder des Wolfs. Bei seiner Zuwanderung spielt eine wesentliche Rolle, dass der Mensch bei weitem nicht mehr in dem Maße wie früher der Hauptfeind dieser Tiere ist. Das sollte Anlass sein, auch über den Menschen als angeblichen Störfaktor etwa in Schutzgebieten nachzudenken. Die Scheu vor den Menschen hat früher viele Vogel- und Säuge-

tierarten aus Lebensräumen ferngehalten, die eigentlich für sie geeignet gewesen wären. Erst in jüngster Zeit erkennen wir, dass Vertrautheit den Menschen gegenüber bei vielen Arten sehr wohl möglich ist, auch wenn das noch vor wenigen Jahrzehnten für unmöglich gehalten worden war.

Wenn etwa Wanderfalken am Kölner Dom, an der Frauenkirche in München oder an Türmen von Heizkraftwerken brüten, empfinden dies manche Tierschützer und Vogelfreunde als ungewöhnlich, ja nachgerade unnormal. Genau das Gegenteil aber ist der Fall, denn schließlich klettert niemand auf Kirchtürme und stört dadurch die Greifvögel bei der Brut, wie dies draußen in der Natur an Kletterfelsen häufig vorkommt, so dass Vogelschützer jahrzehntelang die Horste zur Brutzeit bewachen mussten, um den Brut-erfolg und damit das Überleben der Großfalken zu sichern. Außer sicheren Brutplätzen bieten die Städte den Wanderfalken zudem mit den Stadtauben ein reicheres Nahrungsangebot als in der Natur.

Die Abnahme ihrer Scheu vor den Menschen hat auch dazu geführt, dass sich die Kraniche wieder ausbreiten konnten. Vor allem den Aktivitäten des WWF Deutschland ist es zu verdanken, dass die letzten Brutpaare des Grauen Kranichs, die es vor der deutschen Wiedervereinigung in der Nähe der Grenze zur DDR gegeben hatte, gerettet wurden. Gegenwärtig ist Deutschland mit über 6.000 Paaren eines der Schwerpunkt-Brutgebiete des Kranichs. 1935 waren nur noch 350 Paare gezählt worden. Das ist eine großartige Erfolgsbilanz, auf die die Artenschützer sehr stolz sein können.

Auch die Zahl der Silberreiher nimmt wieder zu. Bis etwa 1920 waren sie wegen ihrer für Damenhüte beliebten Schmuckfedern, die sie zur Balzzeit tragen, vor allem zur Brutzeit in großer Zahl geschossen worden. Nachdem man die Jagd verboten und die letzten Brutkolonien unter Schutz gestellt hatte, erholten sich die Bestände allmählich wieder, so dass sich Silberreiher heute aus größerer Nähe beobachten lassen als Graureiher, die wegen der Bejagung, der sie ausgesetzt sind, erheblich scheuer blieben.

Zur Erholung mancher Bestände kam es sogar ohne besondere Schutzprogramme. Ein Beispiel hierfür ist der Schwarzstorch, der gegenwärtig in Österreich – und wahrscheinlich auch schon in Bayern – in größerer Zahl brütet als der seit jeher geschützte Weißstorch, für den umfangreiche Artenschutzmaßnahmen durchgeführt worden sind.

Zur Klimaerwärmung.

Mitteleuropa liegt im Einfluss- und Übergangsbereich von drei Klimazonen: dem warmen mediterranen im Süden, dem atlantisch gemäßigten im Westen und dem boreal-kontinentalen Klima im Osten. In Deutschland war der Witterungsverlauf daher nie regelmäßig. Immer wieder gab es Perioden, in denen – insbesondere im Sommer – der kontinentale Einfluss dominierte, während es umgekehrt Zeiten gab, in denen der atlantische Einfluss vorherrschte. Dies ist zu bedenken, wenn man fragt, welche Auswirkungen der Klimawandel derzeit hat oder in naher Zukunft haben wird.

Die bisherigen Auswirkungen waren tatsächlich recht gering. Häufig werden die Ansiedlungen von Bienenfressern in

Deutschland als Beispiel für die Klimaerwärmung angeführt. Doch bereits im 18. oder 19. Jahrhundert hat es hier, auch bei uns in Bayern, Bienenfresser gegeben. Offenbar macht man sich in manchen Naturschutzkreisen nicht einmal die Mühe, in den verfügbaren ornithologischen Handbüchern nachzuschlagen. Am Kaiserstuhl, Deutschlands wärmster Ecke, lebten im 19. Jahrhundert ähnlich große Lokalpopulationen von Bienenfressern wie heute. In früheren Jahrhunderten wurden sie – ihr Name verrät den Grund – als „Bienenfresser“ verfolgt. Seit diese Verfolgung aufgehört hat, breiten sie sich in günstigen (Früh)Sommern aus. Sie hätten sich allerdings viel mehr ausbreiten können als es geschehen ist, hätte man ihnen nicht die Brutplätze weggenommen. Bei Abgrabungen müssen die Steilwände alsbald „renaturiert“ oder die Gruben verfüllt werden, weil sie sonst „Wunden in der Landschaft“ wären. Früher, als man derartige Maßnahmen noch nicht für nötig hielt, gab es mehr und bessere Steilwände, an denen Bienenfresser – wie auch die Uferschwalben – nisten konnten. Durch Rekultivierungs- oder Renaturierungsmaßnahmen in Folge von Auflagen des Natur- und Landschaftsschutzes wurde manch seltenen und schönen Arten der Lebensraum genommen. Früher verfolgt, landeten sie nun in den ‚Roten Listen‘ oder werden kritisch als Vorboten des Klimawandels angesehen.

Für Bayern zeigt die Bilanz für die Zeit von 1965 bis 2005, für die es sehr genaue Erhebungen zu Vorkommen und Häufigkeit der im Lande brütenden Vögel gibt, dass von den 25 Wärme liebenden Arten allein die Bestände des Bienenfressers leicht zugenommen haben, während die meisten anderen Arten seltener wurden oder ganz verschwunden sind.



Neun Wärme liebende Vogelarten sind in Bayern, der Klimaerwärmung zum Trotz, sogar ganz ausgestorben. Damit, und aus umfangreichen Forschungen an Schmetterlingen wird deutlich, dass die gegenwärtige Klimaerwärmung bei weitem nicht die vermutete oder prognostizierte Wirkung auf die Tierwelt gehabt hat.

Das möchte ich am Beispiel des Girlitzes näher erläutern. Dieser kleine Finkenvogel, ein naher Verwandter des Kanarienvogels, ist Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem Mittelmeerraum nach Deutschland gekommen. Die Einwanderung verlief über das Rheintal bis Frankfurt und von dort, vom Nordwesten her über die wärmsten Gebiete Bayerns in umgekehrter Richtung bis zu den Alpen. Erst um 1920 hat der Girlitz Teile des Alpenrandes besiedelt. Inzwischen räumt er jedoch wieder weite Bereiche seines Verbreitungsgebietes, denn das, was ihn einst angelockt hatte – klimatisch günstige Sommer und offene, leicht zugängliche Böden – verschwindet zusehends: Wenn der Boden zuwächst, findet der kleine Finkenvogel keine Nahrung mehr, da hilft auch das beste Wetter nichts.

Insgesamt ergibt sich für die Säugetiere und Vögel von 1960 bis heute folgende Bilanz der Veränderung: Aus dem atlantisch-mediterranen Südwesten sind 4 Arten neu eingewandert und 5 haben sich dorthin wieder zurückgezogen; aus dem pontisch-mediterranen Südosten kamen 8 Arten und 14 gingen; aus dem boreal-kontinentalen Nordosten aber trafen 33 Arten in dieser Zeit ein und nur 8 haben sich zurückgezogen.

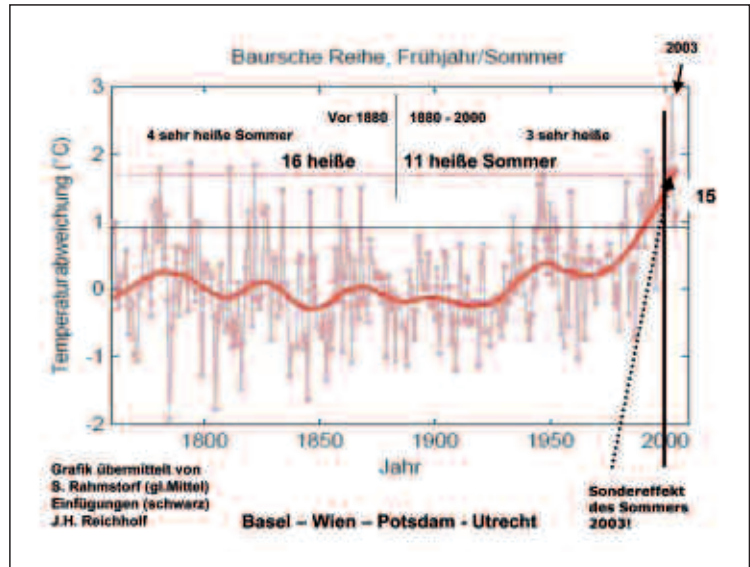
Wenn man nicht wüsste, dass sich das Klima in den letzten Jahrzehnten erwärmt haben soll, müsste man aus diesen Beobachtungen schließen, dass es kälter geworden ist. Weithin ist es tatsächlich kälter geworden; nämlich in Bodennähe, wo die Vegetation als Folge der Überdüngung viel schneller und dichter wächst als früher – also genau dort, wo die kleinen Tiere und die niedrigen Pflanzen leben.

Betrachtet man die Entwicklung der sommerlichen Witterung seit 1780 anhand der Aufzeichnungen vom Hohen Peißenberg genauer, dann zeigt sich, dass es vor dem Ende des 19. Jahrhunderts 7 richtig heiße Sommer gegeben hat und danach ebenfalls 7. Unter dem Strich ist also keine Zunahme heißer Sommer zu verzeichnen. Das gleiche Bild ergibt sich für ganz Mitteleuropa aufgrund der Wetterwerte aus Basel, Utrecht, Potsdam und Wien. Starke Temperaturschwankungen hat es immer schon gegeben. Dass – unterbrochen durch mehrere kühle und feuchte Sommer – eine Serie relativ warmer Sommer für die jüngste Zeit „statistisch“ angeblich einen Trend zur Erwärmung erkennen lässt, konnten die Vögel nicht wissen. Sie richteten sich bei ihrem Verhalten nicht nach Statistiken, sondern nach den tatsächlichen Witterungsverhältnissen während der Brutzeit. Und diese schwanken von Jahr zu Jahr weitaus stärker als die Mittelwerte anzeigen.

Dass es vor 1880, wie die Abbildung zeigt, 4 sehr heiße und 16 heiße Sommer und danach 11 heiße und 3 sehr heiße gegeben hat, bedeutet so gut wie nichts für die Vögel und Säugetiere oder auch für Insekten. Die durch die statistischen Trends errechneten

Veränderungen sind viel zu schwach, um draußen in der Natur, bei Pflanzen und Tieren, wirken zu können.

Sommertemperaturen in Mitteleuropa seit 1760



Wenn jetzt Elche, die ganz bestimmt nicht vom Mittelmeer her kommen, bei uns einwandern, ist das also genauso wenig ein Beweis dafür, dass es kälter wird, wie umgekehrt die Bienenfresser beweisen, dass es wärmer geworden ist.

Früher gab es echte Groß-Invasionen. Die großen Heuschrecken-Schwärme von 1338, 1543 und 1749 vernichteten nördlich der Alpen weithin die Ernten. Ihr Auftreten fiel jedoch nicht in ausgeprägte Warmzeiten. Beinahe wäre es nach dem heißen Sommer von 2003 wieder zu einer Heuschrecken-Plage gekommen, als Massen von ihnen, nachdem es in der Sahara stark geregnet hatte, bis zu den Kanarischen Inseln und Portugal flogen. Es hätte nicht mehr viel gefehlt, und sie wären bis Deutschland gekommen.

Schuld waren aber nicht die hohen Temperaturen in Mitteleuropa, sondern die damals kräftigen Niederschläge in Nordafrika, die zur enormen Vermehrung der Wüsten-Wanderheuschrecken geführt hatten.

In früheren Jahrhunderten waren Veilchen und viele Orchideen-Arten, der Girlitz und der Wiedehopf bei uns eingewandert: Über die Hälfte der jetzt als heimisch geltenden Tier- und Pflanzenwelt war irgendwann als Neubürger nach Mitteleuropa gekommen. Die Ursachen für die Migrationen und deren Verlauf konnte erst im 20. Jahrhundert genauer erforscht werden. Bekanntestes Beispiel ist die Türkentaube, die um 1950 von Südosten nach Mitteleuropa kam. Wahrscheinlich besteht ein Zusammenhang zwischen ihrer Ausbreitung und der Einführung des Maisanbaus in Südost- und schließlich in Mittel- und Westeuropa.

Die meisten Wildkräuter, früher Unkräuter genannt, kamen ebenfalls von Südosten und zusammen mit dem Ackerbau. Wenn heute über invasive Arten geklagt wird, dann liegt deren Wuchern in aller Regel nicht am Klima, sondern daran, dass die Böden so sehr mit Stickstoffverbindungen angereichert sind, dass sie – wie der Riesen-Bärenklau, das Drüsige Springkraut oder die Riesenknöteriche – in einer Vegetationsperiode mehrere Meter hoch aufwachsen können. Beim Mais ist das gewollt und er braucht eine entsprechend starke Düngung.

Das extreme Wachstum mancher wildwachsender Pflanzen – und die Verdrängung vieler anderer – ist die Folge der Art und Weise, wie wir Landwirtschaft betreiben. Dass manche Art, die wir als Unkraut bezeichnen, nur unsere Sicht wiedergibt, liegt auf der Hand. Würden wir Bienen und Hummeln befragen

können, wären sie sowohl vom Riesen-Bärenklau als auch vom Drüsigen Springkraut begeistert. Tatsächlich war der Riesen-Bärenklau Ende des 19. Jahrhunderts zur Verbesserung der Bienenweide importiert worden. Da es in Deutschland zu wenig Zucker gab, hatte Honig damals eine viel größere Bedeutung als heute. Der Bienenschutz ging daraus hervor.

Auch der Fasan, manchmal spöttisch als Jagdpapagei bezeichnet, ist im 19. Jahrhundert absichtlich eingeführt worden. Das war zu einer Zeit, in der die Bestände des Niederwildes äußerst gering waren und man die Möglichkeiten jagdlicher Nutzung verbessern wollte. Damals durchforschten so genannte Akklimatisierungsgesellschaften die Welt auf der Suche nach neuen Arten, die zur „Einbürgerung“ geeignet sein könnten.

Diese Zeit liegt gerade einmal gut 100 Jahre zurück. So schnell, in ein oder zwei Generationen, können sich die Sichtweisen ändern! Der Riesen-Bärenklau war anfänglich sehr nützlich. Heute halten wir ihn für schädlich. Die Ackerunkräuter wurden damals höchst intensiv bekämpft, heute werden Millionen aufgewendet, sie zu erhalten. Das sollte zu denken geben. Analoge Fälle gibt es weltweit, z.B. bei der „Europäisierung“ der Tierwelt Australiens und Neuseelands. Oder denken wir an die befürchtete Ausbreitung von Krankheiten: Noch vor rund 100 Jahren gab es bei Nürnberg und am Oberrhein Malaria. Das ist anscheinend vergessen worden – und jetzt wird heftig darüber diskutiert, was passiert, wenn die Anopheles-Mücke zu uns kommt. Dabei ist sie bis an den Polarkreis verbreitet. Es geht bei der Malaria um die Erreger, nicht um die Mücken, die sie übertragen.